Anzeiger für den Kreis Pleß

Bezugspreis: Frei ins Haus durch Boten oder durch die Post bezogen monatlich 2,50 Zloty. Der Anzeiger für den Kreis Pleß erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Geschäftsstelle: Pleß, ul. Piastowska 1

Nikolaier Anzeiger
Plesser Stadtblatt

Anzeigenpreis: Die 8-gespaltene mm-Zeile für Poln.-Oberschl. 12 Gr. für Polen 15 Gr. die 3-gespaltene mm-Zeile im Reklameteil für Poln.-Oberschl. 60 Gr., für Polen 80 Gr. Telegramm-Adresse: „Anzeiger" Pleß. Postsparkassen-Konto 302622. Fernruf Pleß Nr. 52

Nr. 141 | Sonntag, den 24. November 1929 | 78. Jahrgang

Briand kämpft für den Youngplan

Ein ehrenvolles Abkommen zur Verständigung — An der Rheinlandräumung wird nichts geändert — Die Furcht vor der Flottenkonferenz

Paris. Der Auswärtige Ausschuß der Kammer nahm unter dem Vorsitz Paul Boncours eine ausführliche Erklärung des Außenministers Briand über die internationale Politik entgegen. Briand zählte noch einmal die Ereignisse auf, die der Schaffung des Youngplanes vorangingen und ihr folgten. Dank des guten Willens auf beiden Seiten und trotz der großen Schwierigkeiten sei die Haager Konferenz durch ein für alle Teile ehrenhaftes Abkommen beendet worden. Briand kam dann auf die Rheinlandräumung zu sprechen und erklärte, daß man auf alle Fälle noch vor Ende Februar nächsten Jahres sehen werde, ob der Youngplan in Kraft treten könne oder nicht. Sollte das nicht der Fall sein, so könne die Frage der Rheinlandräumung überhaupt nicht mehr aufgerollt werden. Im entgegengesetzten Fall habe Frankreich jedoch alles Interesse, der Rheinlandräumung keine Schwierigkeiten entgegenzusetzen und diese Räumung nach Möglichkeit zu beschleunigen.

Frankreichs Isolierung auf der Flottenkonferenz

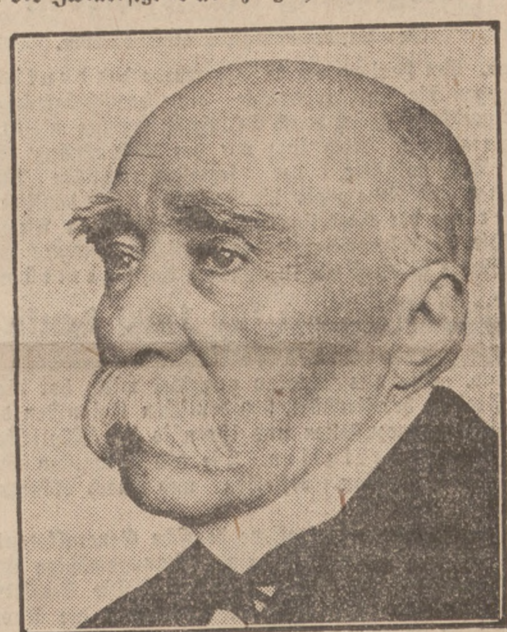
Paris. Im „Echo de Paris" beschäftigt sich Pertinax mit der schon seit Mitte Oktober geplanten, aber nie zustande gekommenen französisch-italienischen Aussprache über die Flottenabrüstung. Italien habe nach einer ersten Ankündigung vom 16. Oktober kein weiteres Schriftstück dem französischen Außenministerium übergeben. Es erhebe sich die Frage, ob England nicht inzwischen in Italien vorstellig wurde, oder ob Mussolini nach den ersten gemachten Schritten vielleicht anderen Sinnes geworden sei? Frankreich müsse versuchen Italien für die französische Sache zu gewinnen. An der französischen Isolierung auf der großen Flottenkonferenz gebe es heute kaum noch einen Zweifel.

*

Genf. Das Ersuchen des italienischen Außenministers Grandi, die Tagung des Völkerbundsrates auf den 13. Januar zu verlegen, wird in unterrichteten Kreisen mit den italienisch-französischen Flottenbesprechungen in Zusammenhang gebracht. Man vermutet, daß Grandi und Briand den Wunsch haben, während der Ratstagung private Aussprachen über die Flottenfrage noch vor dem Zusammentritt der Konferenz stattfinden zu lassen. Diesen Besprechungen wird eine große Bedeutung beigelegt, da die bisherigen Verhandlungen grundsätzliche Gegensätze zutage treten ließen.

Clemenceau in Agonie

Paris. Wie in den späten Abendstunden bekannt wird, ist in dem Befinden Clemenceaus eine wesentliche Wendung zum Schlimmen eingetrete, so daß das Ableben nur noch eine Frage von Stunden ist. Clemenceau liegt bereits in Agonie und die Aerzte, die einen letzten operativen Eingriff versuchten (Clemenceau leidet bekanntlich an einer schweren Harnsäurevergiftung), mußten von dem Vorhaben Abstand nehmen, da sie sich selbst von der Zwecklosigkeit überzeugt haben.



Georges Clemenceau
ehemaliger französischer Ministerpräsident.

Ueberfall auf den Orient-Expreß

Räuberischer Ueberfall ohne Erfolg — Mit Bomben und Gewehren gegen die Passagiere

Paris. Nach einer Havasmeldung aus Belgrad soll der Orientexpreß zwischen den Grenzbahnhöfen Dragoman und Zaribrot von Räubern überfallen worden sein. Die Lokomotive sei allein auf dem Bahnhof von Zaribrot eingetroffen.

Der „Petit Parisien" meldet zu dem Ueberfall auf den Orientexpreß aus Belgrad, daß zwei Bomben auf den Zug geschleudert und Gewehrschüsse abgegeben wurden, als er sich dem Bahnhof Zaribrot näherte. Der Anschlag soll von einer bekannten Räuberbande ausgeführt worden sein. Die Lokomotive wurde beschädigt, der Zug konnte jedoch den Bahnhof Zaribrot erreichen, wo man feststellte, daß kein Reisender verletzt war.

*

Belgrad. Zum Ueberfall auf den Simplon-Expreß an der bulgarisch-südslawischen Grenze werden noch folgende Einzelheiten bekannt: Der Ueberfall wurde Mittwoch abend 11 Uhr in der Nähe der Station Pirot verübt. Eine auf die Eisenbahnstrecke gelegte Höllenmaschine explodierte, wodurch die Lokomotive und der Postwagen des Zuges beschädigt wurden. Die anderen Waggons erlitten keine Beschädigungen. Menschenopfer sind nicht zu verzeichnen. Der Zug konnte nach dreistündiger Verspätung die Fahrt nach Sofia fortsetzen. Die Begleitmannschaft des Zuges verfolgten die flüchtenden Attentäter, die auf die Verfolger das Feuer eröffneten, das von diesen erwidert wurde. An der bulgarischen Grenze wurden 16 abgeschossene Patronenhülsen System Mannlicher gefunden.

Weitere Nachforschungen ergaben, daß noch eine weitere Höllenmaschine auf der Bahnstrecke angebracht war, die aber nicht explodierte. Am Freitag früh um 5 Uhr hörte man aus Richtung Pirot eine neuerliche Detonation. Die Streckenwache fand noch eine Höllenmaschine, die auf 5 und eine weitere, die auf 6 Uhr eingestellt war. Im ganzen waren am Gleis also 4 Höllenmaschinen angebracht worden.

Russischer Protest in Warschau

Die Folgen der ukrainischen Ausschreitungen in Lemberg
Erfolgreiche russische Offensive in der Mandschurei

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, überreichte der russische Gesandte in Warschau im Auftrage des Außenkommissartats dem polnischen Außenminister eine Note, in der Einspruch gegen die feindlichen Kundgebungen in Lemberg erhoben wird. Die Vorgänge seien als eine Auswirkung der Hetze der polnischen Presse anzusehen. Die Sowjetregierung spricht weiter die Hoffnung aus, daß die polnische Regierung scharfe Maßnahmen gegen die Hetze in der polnischen Presse ergreift.

Russische Offensive gegen China

London. In Mukden eingegangene Berichte bestätigen endgültig die Eroberung der beiden Orte Mandschuli und Dalai Nor durch die Sowjetrussischen Truppen. Zwei Städte am Fluß Argun sind gleichfalls von den Russen besetzt worden. Gleichzeitig wird behauptet, daß die Bevölkerung von Jimakuko massakriert wurde.

An der östlichen Front sind keine weiteren russischen Angriffe erfolgt. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Sowjettruppen die Einnahme von Mulin versuchen werden.

*

Peking. Die russische Offensive gegen die Nordmandschurei nimmt ihren Fortgang. Am Donnerstag ist es nach einer Mitteilung des russischen Oberkommandos russischer und mongolischer Kavallerie gelungen, die chinesische Grenze in der Nähe des Berges Hailar zu überschreiten und mehrere kleine chinesische Städte zu besetzen. Wie weiter gemeldet wird haben russische Militärflugzeuge Hailar mit Bomben belegt. Das chinesische Arsenal flog hierbei in die Luft. Die Russen führen die Offensive in der Richtung Mandschuria—Charbin—Pogranitschnaja.

Bessedowski zum Tode verurteilt

Scheinmann vor ein Moskauer Kriegsgericht gerufen.

Kowno. Nach Meldungen aus Moskau hat das Kollegium der OGPU. den ehemaligen Botschaftsrat der Sowjetunion in Paris, Bessedowski, zum Tode verurteilt. Das Eigentum Bessedowskis in der Union wurde beschlagnahmt.

Außerdem hat die OGPU. angeordnet, daß der Vorsitzende der russischen Staatsbank, Scheinmann, der sich in Berlin aufhält, sofort nach Moskau zurückkehren solle, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Scheinmann hat es abgelehnt, nach Moskau zu kommen, weil er zur Rechtsopposition gehört und die Politik Stalins nicht mehr mitmachen will.

Mehrere Beamte der russischen Handelsvertretungen in Konstantinopel und Athen sind wegen großer Unterschlagungen vom obersten Gericht der Sowjetunion gleichfalls zum Tode verurteilt worden. Die Urteile konnnten aber nicht vollstreckt werden, weil die Beamten es abgelehnt haben, die Reise nach Moskau anzutreten.

Die Deutschenhetze dauert an

Warschau. Im Laufe dieser Tage kehrten etwa 100 000 Saisonarbeiter und Arbeiterinnen aus Deutschland nach Polen zurück. Der „Kurjer Czerwony" nimmt diese Rückwanderung zum Anlaß, um geradezu lächerliche Angriffe gegen die deutschen Arbeitgeber zu richten. So schreibt er u. a., daß etwa 25 v. H. aller polnischen Mädchen und Frauen schwanger seien oder mit einem Kinde nach Polen zurückkehrten. Das erkläre sich aus der unerhörten Brutalität der deutschen landwirtschaftlichen Arbeitgeber gegenüber ihren polnischen Saisonarbeiterinnen. Diese die Oeffentlichkeit berührende Tatsache dürfte nicht verschwiegen werden und die verantwortlichen Leiter der Saisonüberwanderungen müßten für den Schutz der Frauen und Mädchen Sorge tragen.

Rauscher nach Berlin berufen

Berlin. In der kommenden Woche wird der deutsche Gesandte in Warschau, Ulrich Rauscher, nach Berlin kommen, um sich hier einige Tage aufzuhalten. Es ist anzunehmen, daß der Gesandte an den Verhandlungen des Auswärtigen Ausschusses des Reichstages teilnehmen wird, die am 26. und 27. November stattfinden und auf deren Tagesordnung in erster Linie die Verhandlungen mit Polen, und zwar sowohl des deutsch-polnischen Liquidationsabkommens wie auch der gegenwärtige Stand der Handelsvertragsverhandlungen, stehen. Da der Gesandte Rauscher unter diesen Umständen wohl frühestens am Freitag kommender Woche wieder in Warschau auf seinem Posten sein kann, ist wohl damit zu rechnen, daß die Paraphierung des Handelsvertrages frühestens Anfang der übernächsten Woche vorgenommen werden wird.



Der Leiter der Presseabteilung der Reichsregierung

Ministerialdirektor Dr. Walter Zechlin, vollendet am 25. November das 50. Lebensjahr.

Um die Vertagung des Völkerbund-Rates

Genf. Die Frage der Vertagung der Januartagung der Völkerbundtagung ist nunmehr amtlich aufgerollt worden. Der italienische Außenminister Grandi hat telegraphisch den Generalsekretär des Völkerbundes ersucht, die Möglichkeit der Verschiebung der Ratstagung vom 20. auf den 13. Januar zu prüfen. Der Generalsekretär hat daraufhin unverzüglich telegraphisch im Einverständnis mit dem gegenwärtigen Ratspräsidenten, dem persischen Gesandten in Angora sämtliche Mitglieder des Völkerbundsrates, um ihre Stellungnahme zu diesem Vorschlag ersucht. Von Interesse ist, daß Grandi als Begründung seines Antrages ausdrücklich erklärt hat, er beabsichtige an der Ratstagung teilzunehmen. Da jedoch zu dem gleichen Zeitpunkt die Londoner Flottenkonferenz stattfinde, halte er eine Verschiebung für zweckmäßig.

Die Deutschen aus der lettländischen Regierung ausgeschieden

Das Landeswehrgesetz angenommen.

Riga. Am Freitag um 22 Uhr wurde das deutschfeindliche gegen die Siedlungsrechte der deutsch-baltischen Frontkämpfer gerichtete Gesetz durch Schlußabstimmung mit 51 gegen 45 angenommen. Noch kurz vor der Abstimmung hielt der frühere Außenminister, der sozialdemokratische Abgeordnete Zeelens, eine Rede gegen die Deutschen. Die deutsche Fraktion scheidet aus der Koalition u. damit aus der Regierung aus. Die Gleichberechtigung des deutschen Bürgers im lettländischen Staate ist durch angenommenes Gesetz zertrümmert.

Ausreisevisum für 1000 deutsche Kolonisten

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, hat die OGPU. sich am Freitag bereiterklärt, 500 deutschen Kolonisten das Ausreisevisum auszustellen und ihnen so die Möglichkeit zu geben, Rußland zu verlassen. Die 500 Kolonisten wurden am Freitag abend Moskau verlassen und nach Königsberg abreisen.

Der in Moskau eingetroffene deutsche Generalkonsul Schlesinger hat Maßnahmen für eine ordnungsmäßige Auswanderung der deutschen Kolonisten getroffen. Die Sowjetregierung wird noch weiteren 500 deutschen Kolonisten die Ausreisepässe zur Verfügung stellen.

Schwierige Regierungsbildung in Prag

Rückkehr zur rot-grünen Koalition?

Prag. Die Nachricht von den Verhandlungen zwischen tschechischen Sozialdemokraten und Agrariern über eine nationaltschechische Regierung hat wie eine Bombe in das politische Leben eingeschlagen. Die deutsche Partei, die für eine Regierungsbildung in Betracht komme, verhielt sich zurückhaltend Umso größere Leidenschaftskämpfe löste aber dieses Projekt im Lager der tschechischen Sozialdemokraten und Agrarier aus. Hier beschuldigt ein Teil den anderen, daß er der Urheber dieses Planes sei. Jedenfalls zeigte sich, daß das am Sonnabend erwogene Projekt einer nationaltschechischen Koalition auf eine Reihe von Hindernissen taktischer und grundsätzlicher Art gestoßen ist. Man beschäftigte sich daher wieder mit dem Projekt eines großen Konzentrationskabinetts und einer rot-grünen Koalition mit Hinzuziehung der tschechischen katholischen Volkspartei. Damit ist allerdings nicht gesagt, daß das Projekt einer nationaltschechischen Koalition schon begraben wäre.

Kommunist Kasper aus Schweden ausgewiesen

Stockholm. Der kommunistische preußische Landtagsabgeordnete Wilhelm Kasper ist am Freitag aus Schweden ausgewiesen worden. Kasper war am 8. November nach einer Agitatonsrede, die er unter freiem Himmel gehalten hatte, von der Stockholmer Kriminalpolizei verhaftet worden.

Die Unterhaltungen Karachans in Berlin

Berlin. Wie zu erwarten war, hat die Reichsregierung die Nachricht der Telegraphen-Union von einer Unterhaltung Karachans in Berlin in aller Form dementiert. Es wird darauf hingewiesen, daß Karachan sich lediglich auf der Durchreise in Berlin befindet und mit keiner Stelle im Auswärtigen Amt gesprochen und Fühlung genommen habe.

Die Arbeiterkonferenz mit Hoover

Neuyork. Aus Washington wird gemeldet: Präsident Hoover veröffentlichte nach einer bedeutsamen Aussprache mit den Arbeiterführern eine Erklärung, daß die amerikanischen Arbeiter vorläufig keine Lohnerhöhungen fordern sollten, während die Arbeitgeber sich verpflichten, keine Lohnermäßigungen vorzunehmen. In den nächsten Tagen sollen 150—200 führende Fabrikanten und Geschäftsleute in Washington zusammenberufen werden, um einen geschäftsführenden Ausschuß zur Förderung und Festigung des Wirtschaftslebens zu wählen.

Neuyork. Wie die demokratische „Evening World" berichtet, ist die Besprechung Hoovers mit den Industrieführern keineswegs glatt verlaufen. Hoover habe heftige Kämpfe mit den Industrievertretern zu bestehen gehabt. Er hätte seinen ganzen Einfluß aufbieten müssen, um die Zusage zu erhalten, daß vorläufig keine Lohnherabsetzungen vorgenommen werden. Auch in der Besprechung mit den Gewerkschaftsführern habe Hoover seine ganze Ueberredungskunst aufbieten müssen, bevor diese zusagten, daß sie zunächst keine Lohnerhöhungen fordern würden.

Kleine Nachrichten

An der schottischen Nordküste, bei dem Ort Walton, tauchte, als die Ebbe besonders stark einsetzte, eine Kirche auf, die vor Jahrhunderten überschwemmt worden war. Sie war mit Muscheln und Schlinggewächsen bedeckt. Die kurz darauf einsetzende Flut spülte die Wogen wieder über die Kirche.

In einer Nürnberger Zeitung war zu lesen: „Viel Glück auf einmal wurde dem Landwirt Josef Sch. in Linzing zuteil. Innerhalb weniger Stunden bekam er zwei Buben, acht Ferkel und ein Kalb".



Besuch des spanischen Innenministers in Berlin

Der spanische Innenminister, General S. Martinez Anido, traf am Donnerstag in Begleitung des deutschen Botschafters in Madrid, Graf Welczek, zu einem Besuch in Berlin ein. Zum Empfang waren der preußische Innenminister Grzesinski und der spanische Botschafter in Berlin, Espinosa de los Monteros, erschienen. — Unser Bild zeigt (von links nach rechts): Minister Grzesinski, General S. Martinez Anido, Espinosa de los Monteros, Graf Welczek.



(6. Fortsetzung.)

Hinter dem Hause dehnte sich ein Park, kein Park im strengen Sinne, dazu waren die Sträucher und Bäume zu unregelmäßig verteilt. Nirgends eine Umzäunung. Das Ganze endete in einer großen Wiese, welche der Fluß in einer mächtigen Schlinge umfaßte. Er ging immer weiter, den Arm seiner Schwiegertochter fest zwischen den seinen gepreßt. Kein Wort fiel. Sie schritten über die Brücke, die wie ein schwindelnder Steg das Wasser überdachte, den Rain entlang, der die Felder säumte. Der Wald tat sich auf; eine mächtige Steinbank, welche die Natur eigenhändig geschaffen hatte, stand zwischen zwei Eichen, die mitten unter den Fichten und Tannen sich Raum gemacht hatten und trotzig behaupteten. Dort drückte er die junge Frau nieder und blieb schweigend vor ihr stehen.

„Vater!"

„Sprich nicht Lore-Lies! Ich bin ganz im Bilde. Ist es in der letzten Zeit so arg geworden, daß nur mehr dieses Eine übrig bleibt?"

Lore-Lies nickte und quälte sich zu einem Geständnis, aber sie fand die Worte nicht, weil sie immer noch zu hart waren, zu vernichtend für den Mann, dessen Namen sie trug — an dessen Tisch sie bisher gegessen und dem sie drei Jahre Weib gewesen war.

„Er läuft anderen nach! Nicht wahr, Lore-Lies?"

„Das ist es nicht— das wäre zu ertragen — wenn — —"

„Wenn, Lore-Lies?" Der General glaubte, die junge Frau sähe nicht nach ihm hin. Er ließ sich gehen und achtete nicht mehr auf seinen Körper. Die hagere Gestalt, die sich immer mühte, die straffe Haltung zu bewahren, hauchte zusammen. Das Gesicht stach fahl von dem Grün des Strauchwerkes ab, das sich hinter ihm dehnte. Das also waren seine Söhne! Der eine wurde von seiner Frau betrogen und der andere betrog die seine. Und — und der jüngste? Vielleicht, wenn er nicht so nahe mit ihm zusammen wäre, würde er es ebenso machen wie Max, und Wege gehen, die nicht ehrenvoll waren. „Hat Max viele Schüler in der letzten Zeit gehabt?"

„Lore-Lies verneinte, ohne den Kopf zu heben. „Es sind jetzt in unserer Straße allein drei Musiklehrer und überbieten sich an Billigkeit. Er hat sich mehr auf Konzerte verlegt. Aber die Einnahmen entsprechen seinen Erwartungen nicht. Kunst ist ein Luxus geworden, und Max hat keine Geduld. Er will sofort Erfolge haben, auf welche andere jahrelang hoffen mußten, bis sie sich verwirklichten."

„Wovon lebt ihr, wenn es so knapp mit seinen Einnahmen steht?"

„Ich kann ab und zu ein Bild verkaufen. Aber es ist wenig, was ich dafür bekomme. Ich bin keine Größe in meinem Talent. Es ist alles Mittelmaß an mir. Aber wenn ich für mich allein wäre, würde es reichen."

„Du willst von ihm gehen, Lore-Lies?"

„Ja!"

„Bald?"

„Sobald er seine Einwilligung zur Scheidung gibt."

„Eine geschiedene Frau!" Der General stieß es heraus, als ob er für sich allein spräche und vergessen hätte, daß seine Schwiegertochter neben ihm saß.

Lore-Lies taumelte auf. — Wort und Klang trafen sie wie ein Hieb. Warum sagte niemand mit dem gleichen Tone der Verachtung: ein geschiedener Mann? — Wenn man mit Steinen warf, wollte man dann immer nur das Weib treffen? —

Sie wollte sich wehren. Als sie aber den alten Herrn ansah, verschwieg sie alles, das sich ihr über die Lippen drängen wollte. Die Güte ihres lauteren Herzens überdeckte und überschwemmte jedes Gefühl der Auflehnung. „Vater, willst du mir helfen?"

Der General seufzte. „Was willst du von mir? — Laß mich ehrlich sein Lore-Lies! Die Trude ist immer leidend. Das bißchen, das übrig bleibt, haben wir bisher immer an sie geschickt. Mehr kann ich nicht geben. Karl könnte wohl. Aber er will gebeten sein und bitten — das können meine Töchter nicht — Sie haben es nicht gelernt. — Und die Gerda — hast du sie schon gesehen? — So im Dunkel vorher, da konntest du dir kein Bild machen. Du mußt sie dir bei Licht betrachten. Sie versteinert förmlich. Aber sie hat es so gewollt, obwohl ich sie immer vor dieser Ehe gewarnt habe. Tausendmal besser wäre gewesen, sie hätte den Grafen Harrach genommen, der zwar mit seiner Majorspension ein armer Teufel ist, aber im übrigen viel besser zu ihr gepaßt hätte als der Giesbert.

Lore-Lies legte den Kopf gegen den Stamm, der sich hinter ihr in die Höhe streckte. Es war doch etwas Lächerliches um das Leben. Wie eine Groteske tanzte der Reigen der Menschheit vorüber. Immer wieder kamen neue, die sich der endlosen Kette der anderen anschlossen, und jeder erhielt seine Last auf die Schultern geladen.

„Ich fürchte mich vor dem Leben, Vater," sagte sie kleinmütig. „Wenn du zu mir ziehen wolltest!"

Er beugte sich etwas herab, zog ihre Hände hoch und preßte sie zwischen seinen beiden. „Du hast nicht bedacht, was du sagst, Lore-Lies. — Ich habe fünf Kinder: drei Söhne und zwei Töchter. Wenn ich nun zu dir ziehen wollte, würden sie alle über mich herfallen."

Sie begriff, daß er recht hatte. Aber ihre Augen standen voll Tränen.

Marbot kam über die Wiesen gehustet, neben ihm die Kleine im weißen Kleidchen, daß es aussah, als flattere ein Schmetterling über den bunten Blumenteppich. Hinterdrein kam Max von Ebrach. Sie gingen über die Brücke und trafen fast gleichzeitig zwischen den Stämmen ein. Lore-Lies zog das Kind auf ihren Schoß und machte Marbot neben sich Platz. Er wehrte dankend und setzte sich auf einen großen Haufen Laubes, das in trockener Dürre aufraschelte, als er sich darauf niederließ. Er frug den General, ob ihm ein Pferd zur Verfügung stehen würde, wenn die Trude ihm telegraphiere, daß sein Kommen notwendig sei.

„Es sind ihrer sechs im Stall," sagte Max von Ebrach. „Die Trude wird jedenfalls auch ohne dich auskommen."

Das war jetzt offener Spott, was er dem anderen fühlen lassen wollte. „Die Ebrachs sind nicht von der zimperlichen Sorte" — — —

„Aber von der taktvollen waren sie immer. — — Mit wenigen Ausnahmen," mahnte der General.

„Es braucht scheinbar gar nicht viel, dich aufzuhetzen," gab der Sohn zurück. „Man muß immer beiden Teilen die Ohren schenken, dann klappt die Rechnung erst — sonst hinkt sie immer nach einer Seite."

„Du kannst es ja nachholen, wenn du glaubst daß mein Urteil nach deiner Seite hin nicht stimmt. — Auf Wiedersehen! — Lore-Lies! — Sieh, daß du keine nassen Füße bekommst Heinz! Der Boden ist etwas feucht."

Ohne den Sohn aufgefordert haben, ihn zu begleiten, schloß sich dieser dem Vater an. „Sie hat mich natürlich besudelt," grollte er heraus. „Wenn ein Weib sich nimmer anders helfen kann, dann bewirft es den Mann mit Unrat!"

„Wenn er sich zuvor nicht schon selbst beschmutzt hat." Der General trug den Rücken weit nach hinten gebogen und die Hände tief unten verschränkt.

„Du läufst anderen nach? — Ja?"

Max von Ebrach hob die Schultern. „Ab und zu einmal! — Ich hab's auch nie geleugnet."

„Kannst du das gleiche auch von deiner Frau sagen?"

„Sie soll sich hüten, solange sie meinen Namen trägt!"

„Sie wird ihn nicht mehr lange tragen, denke ich!"

Unterhaltung und Wissen

Das Geheimnis der Osterinsel

Es ist sehr merkwürdig, daß man den alten Metanesiern und Polynesiern nicht mehr und nicht weniger zutraut als die Erobetung des Stillen Ozeans. Das ist, an ihrer Zivilisation gemessen, eine unvergleichlich größere Leistung als alle europäischen Entdeckungsfahrten von Marco Polo bis Columbus zusammengenommen. Man stellt sich vor, daß das so gegangen sein konnte: Vor sehr langer Zeit drangen über Afrika, Indien und Australien dunkelfarbige Völker, die sich vielfach spalteten, nach Osten. Sie erfüllten, von Insel zu Insel sich vorwärtswagend, alle Archipele, besiedelten sie, zogen weiter und weiter, fast bis zur amerikanischen Küste hinüber. Dann aber, so verlängert man diesen Faden der Vermutungen, kam eine hellfarbige Völkerwelle, ausgespien von der Hochsteppe der Mongolei und den stets übervölkerten Rändern der malayischen Bezirke, die wohl oder übel den gleichen Weg ging. Aus ihr sei der heutige Polynesier herausgebildet worden, während der Malenesier jenem anderen, dunklen Völkerstrom entstammt. Schon um das Jahr 1000 n. Ch. hätten die Lichten die Omutuinseln, also das Gebiet von Tahiti, erreicht, Nirgends sei es ohne Kämpfe abgegangen, aber auf vielen Archipelen saßen doch zuletzt Polynesier als herrschende Rasse. Freilich vermählten sie sich häufig mit Melanesierfrauen, so daß eigentlich jedes Eiland ein Stück helldunkle Völkergeschichte für sich ist. Menschenfresser waren sie beide, oder wurden es zumindesten auf ihrem Weg durch den stillen Ozean. Aber ihre Kulturen vereinigten sich endlich und bildeten ein erstaunlich gleichartiges, wenn nicht zu sagen einförmiges Netz, daß sich von Insel zu Insel spannte. Damals seien diese Völker alle im Zeichen eines Aufstieges gestanden, der der Höhepunkt ihres Daseins überhaupt gewesen sei. Dann aber seien sie gesunken und noch ehe die Weißen kamen, sei ihr Schicksal bereits besiegelt gewesen. So sagt die Hypothese, in der sich heute mit kaum einer Ausnahme alle ethnographischen Forscher der Welt einigen. —

Und dafür gibt es, wie sie behaupten, ein Beispiel, die Osterinsel, oder, wie sie mit ihrem eigentlichen Namen heißt: Rapanui. Heute gehört sie zu Chile, das aber niemals großen Gewinn von diesem seit langen nackten, durchaus waldlosen Eiland hatte. Es ist nur 118 Quadratkilometer groß, und seine wenig bewachsenen vulkanischen Berge steigen bis über 500 Meter auf. Gegenwärtig ist die Bevölkerung auf etwa 250 Menschen gesunken. Man hat schändlicherweise im Jahre 1862 einen erheblichen Teil der Eingeborenen, nämlich 5000 Männer, gewaltsam auf die Chinchainseln übergeführt, wo sie die Guanolager ausbeuten sollten und teils dort starben, teils, zurückgekehrt, die Blattern und Tuberkulose einschleppten. Ein anderer Teil ist nach den Gambiereninseln ausgewandert, etwa 200 zogen um 1871 nach Tahiti, dessen Sprache der ihren so nahe steht, daß sie ohne Schwierigkeiten von den Osterinsulanern verstanden wird.

Seit Cooks Tagen, der auch diese mehrfach entdeckte Insel besuchte, deutet man an den seltsamen, ungeheuren Steinidolen herum, die sich dort befinden. Jene, die einst die Ahus, die Begräbnisplätze (oder eigentlich Verwesungsplätze, da die Leichen nicht in die Erde gebettet, sondern zunächst der Luft auf offenen Gestellen ausgesetzt wurden) umgaben, sind längst gestürzt, und die dürren Halme der Gräser wachsen über sie. Aber oben am Rano Raraku, einem 150 Meter hohen Vulkan, befindet sich ein alter Steinbruch, der in terrassenartigen Regionen nach abwärts reicht. Dort und am Kraterrand selber wurden jene Steinidole hergestellt, zu Dutzenden, zu Hunderten. Ein ganzes Volk scheint mit der Ausmeißelung dieser Figuren beschäftigt gewesen zu sein. Es gibt dreiundzwanzig Meter lange Giganten, die so wie alle, liegend, stehend, jedes Stückchen freies Gestein ausnützend, aus dem lebenden Berg herausgeschnitten wurden. Während unten schon die fertigen Gestalten, halb oder ganz eingesunken, sich befinden, eine Garde von Riesen, sind oben noch die unfertigen Götzen zu sehen, zum Teil erst im Beginn, zum Teil schon fast vollendet. Aus dem leicht zu bearbeitenden Fels herausgearbeitet, grinsen sie aus den Wänden. Vielleicht entstammen die frühesten jenen Tagen um etwa 1400, da, wie man glaubt, die leichten Polynesier die Osterinsel erreicht hatten. Vielleicht aber sind sie auch noch aus einer älteren Epoche, denn es scheint, als hätte auch hier jener dunkel-helle Rassenwechsel stattgefunden, weil Schädel aus jüngster Zeit nicht nur eine ausgesprochene polynesische, sondern auch eine melanesische Bildung, den Langkopf, zeigen. Da hat eine der Statuen, die Ko-Pilo-Pilo heißt und von den Schultern bis zum Scheitel fast fünfmal so hoch wie ein Reiter mit seinem Pferde ist, eine wie ein Brett vorgeschobene schmale und niedrige Stirn, darunter die Augen, eingekniffen, nichts als dunkle Höhlen. Eine lange, spitze, keilartige Nase, eine winzige Oberlippe in einem Mund, der dünn, scharf, fest zusammengepreßt und eigensinnig vorgeschoben ist. Ein eckiges, hartes, steil abfallendes Kinn, ein langer, hagerer Hals, eingezogene Schultern. Der ganze Ausdruck unduldsam, beschränkt, gewissermaßen in sich selber überaltert. Dieser Koloß, der nur darin sich an die Insel und ihre Besonderheiten anpaßt, daß er noch mit seinen augenlosen Steinhöhlen blinzelnd ins Weite schaut, ähnelt, wie gesagt, allenfalls nur einigen Plastiken von den Salomonen, aber keinem der Südseevölker. Warum aber diese alten Eingeborenen sich Idole zurechtmeißelten, die in gar nichts ihren eigenen Volkstypus verklärten, kann man durchaus nicht verstehen und hat es bisher auch nicht verstanden.

Trotzdem man nun auch bei den wenigen alten und zum Teil offenbar schwachsinnigen Kanaken, die die Schrift von Rapanui noch lesen können, feststellen muß, daß sie die Zeichen nur als Gedächtnishilfe für eine Art auswendig gelernter Rezitationen benützten, hat man doch über die Bedeutung der steinernen Giganten auch auf diesem Wege mancherlei erfahren. Sie scheinen dem Andenken der „Vogelmänner" geweiht gewesen zu sein, deren Kult offenbar zum Bekenntnis des Make-Make, des großen Eiergottes, dazu gehörte. Es handelt sich dabei um die Eier der Meerschwalbe, die sehr viel gegessen wurden. Die Auffindung des ersten Eies auf dem der Landspitze von Orongo gegenüberliegenden kleinen Inselchen Motinul war mit strengsten Zeremonien umgeben. Die „Rongo-Rongomänner", denen dieses Glück zuteil wurde, hatten ein Jahr Einsamkeit und mystische Vereinigung mit den Göttern zu bestehen — etwa das was man im Abendland zu ähnlichen Zwecken als heiligmäßiges Einsiedlerleben empfahl. Sie gehörten von da ab zu den Ausgezeichneten ihres Volkes und erhielten ständig von jedermann Geschenke. Ihnen und ihrem Andenken zuliebe scheinen dann jene Riesenstatuen aufgestellt worden zu sein, vielleicht um den Einfluß dieser Geweihten länger für die folgenden Generationen zu erhalten.

Auf der Inselspitze Orongo sind noch die Reste steinerner Häuser übrig geblieben, in denen die Bevorzugten die Auffindung des ersten Eies dur ihre Sklaven erwarteten. Dort schlagt Tag und Nacht das Rauschen einer tobenden Brandung herauf, welche jene, auf Schiffbündeln schwimmend, zu besiegen hatten. Aber auch sonst hat dieser Vogelkult manche Spuren hinterlassen. In Sklupturen und auf Malereien befindet sich immer wieder die Gestalt vogelköpfiger Männer, die ein Ei in der hohlen Hand halten. In wenigen Jahren oder Jahrzehnten werden die Leute von Rapanui endgültig ausgestorben sein. Es ist nicht glaubhaft, daß bis dahin die Rätsel der Vogelmänner und Steingiganten restlos gelöst sein werden. Nicht einmal dazu besteht Aussicht, daß man ihre Schrift wird lesen lernen können, denn dazu gehört offenbar das ganze mündliche Erinnerungsgut der Insulaner, das wir nicht kennen. Vielleicht enthält sie keine Menschheitsgeheimnisse, sondern nur die einfachen Dinge eines Kanakenlebens, so wie die Legenden es tun, von denen man einige aufzeichnen konnte. Aber ist nicht das ganze Rapanui geheimnisvoll, dunkel wie aus Vorzeit, ein Gespensterwinkel, meerverschollen, weltenfern?

Annie France-Harrar.

Bibliothek der Gehirne

Von Fritz Köhler.

Die Voraussetzung dieser seltsamsten aller Bibliotheken sind Tote, viele Tote. Nicht solche, die sich eines Abends ruhig in ihr Bett legten und das Aufstehen für immer vergaßen, sondern Tote, die erst nach tollem Tanz mit Bruder Hein abberufen wurden. Die zu Lebzeiten schon eine Ruine waren, zerfressen und vermorscht von Syphilis, Diabetes oder Tuberkulose. Ebenso grotesk wie ihre Voraussetzung ist das Domizil dieser Bibliothek: über dem Leichenkeller eines Hospitals im Berliner Norden hat man ihr einen Platz angewiesen. Neben einem Fahrstuhl, dessen Förderkorb wie eine große blecherne flachgedrückte Badewanne aussieht. Auf der aber nur Leichen treppauf und treppab fahren.

Treppauf geht es in den Sezierraum, auf dessen kalten Steinfliesen ein Tisch steht. Sonst ist nichts in diesem Raume nur an den Wänden sind noch zwei, drei Regale, vollgestellt mit Gläsern, dicken, schmalen, runden, viereckigen. In diesen Gläsern schwimmen Gehirne in allen Größen, jedes mit einem dunklen Krankheitsherd, der dem Träger damals, als er noch auf Erden wandelte, seinen Verstand gekostet hat. In den langen schmalen Gläsern schwimmen Rückenmarkteile, bei einem ist ein Wirbelknochen knapp zwei Millimeter tief ins Rückenmark eingedrungen; die Frau, der dies Rückenmark einmal gehörte, hat den winzigen Knick mit einer unheilbaren Lähmung ihres Körpers, oben von den Schultern herunter, bezahlen müssen. Jetzt gehört ihr Rückenmark der Wissenschaft.

Auf dem Fensterbrett des Sezierraumes liegen ein paar Schädel, alle von einer schmutzigen Elfenbeinfarbe. Man gibt uns ein Privatissimum der Anatomie. Dr. Krause, der Bibliothekar aller Gehirne, läßt sich ein frisches bringen, pfropft es in den einen Totenkopf hinein und klappert mit den Schädeldecken herum, bis er die passende zu dem Totenkopf gefunden hat. Dann erklärt er uns die Sache mit einem unfaßbaren Gleichmut, so, als ob er einen Blumenkohlkopf in der Hand hätte, über den er eine halbe Kokosschale gestülpt hat, während wir uns hüten, einen der Schädel auch nur mit dem Rockärmel zu streifen. Hinaus wollen wir, damit das Würgen am Halse aufhört, eine Zigarette rauchen und nicht mehr den ekelhaft-süßen Leichengestank riechen.

Das war der Sezierraum. Jetzt kommt das Laboratorium. Wo uns auch nicht viel wohler wird. Denn da steht auf dem Fußboden Steintopf neben Steintopf, Rollmöpse oder Sauerkohl könnten darin sein. Aber da sind wieder diese Gehirne drin. Eingelegt in Formalin, zugedeckt mit einem Tuch und darüber ein einfacher Holzdeckel. Alle diese Gehirne sollen ja in Scheiben geschnitten werden, jawohl, in Scheiben. Deshalb muß man sie erst desinfizieren, härten, fixieren, imprägnieren mit Formalin, Brom und Alkohol. Dann kann das Scheibenschneiden losgehen. Das besorgt eine auf den Tausendstelmillimeter gehorchende Maschine. denn jede Scheibe darf nur fünfzehn Tausendstelmillimeter dick sein Diese Maschine macht alle Begriffe von dick und dünn einfach sinnlos. Die Fünfzehntausendstel-Millimeter-Scheibe ist immerhin so dick, daß man sie noch gut sehen und anfassen kann, aber doch so dünn, daß sie sich sofort zusammenrollt und in Alkohol aufgefangen werden muß. Wenn nun vierhundert Scheiben abgeschnitten sind — mehr als vierhundert Scheiben macht man im allgemeinen nicht —, dann wird jede einzelne Scheibe zwischen zwei Glasplatten gelegt, nachdem man vorher die Gehirnmasse schön blau gefärbt hat.

Wer allerdings an diesen Scheiben etwas sehen will, der muß sie erst unter ein Mikroskop legen. Auch dann werden es nur blaue Linien und blaue Punkte sein, die bei der geringsten Bewegung des Auges wegrutschen. Nur Aerzte kennen sich in diesen Labyrinthen aus. Nun fehlt nur noch die Bibliothek. Man hat sie auf den Korridor gestellt. In einfachen Schränken liegen die geheimnisvollen Gehirnblätter. Aneinandergereiht ergeben sie jenes große Buch menschlichen Leides, zu dem die Aerzte kommen, um darin zu lesen. An jeder Scheibe klebt ein Zettel. Auf dem einen steht Worttaubheit, auf dem anderen Seelenblindheit, dann wieder Zwangsgreifen, das übrigens am häufigsten vorkommt, oder Bindearmwackeln.

Seelenblindheit? Ja, das war ein Mann; dem konnte man wohl eine Uhr zeigen, dann sah er sie wohl, aber er begriff nicht, daß es eine Uhr war. Wenn jedoch die Uhr an sein Ohr gehalten wurde, hörte er sie ticken, und auf dem Umweg über das Gehör begriff er. Der Weg zur Erkenntnis über das Licht jedoch war bei ihm erloschen. Irgendeine Stelle seines Gehirns war erweicht. Da man bei Lebzeiten wußte, woran er litt, und man bei der Sektion die zerstörten Stellen sah, so weiß man jetzt, wo bei einem gleichen Fall der Angriff auf die Schädeldecke erfolgen muß. Denn man kann natürlich bei Gehirnoperationen niemandem die Schädeldecke abnehmen und sie nachher wieder aufsetzen.

So unglaublich es klingt, aber im Sezierraum war es zu sehen: da schwammen in der sumpfgrünen Flüssigkeit zwei Stücke erweichten Gehirns von einer ekelhaft graubraunen Farbe. Diese beiden Stücke sind Menschen operativ aus dem Gehirn entfernt worden — und diese beiden Männer arbeiten heute wieder! Sie, die einstmals dem Irrsinn nahe waren!

Damit die Chirurgie zu solchen Leistungen fähig wird, hat man im Norden Berlins die Bibliothek der Gehirne geschaffen.

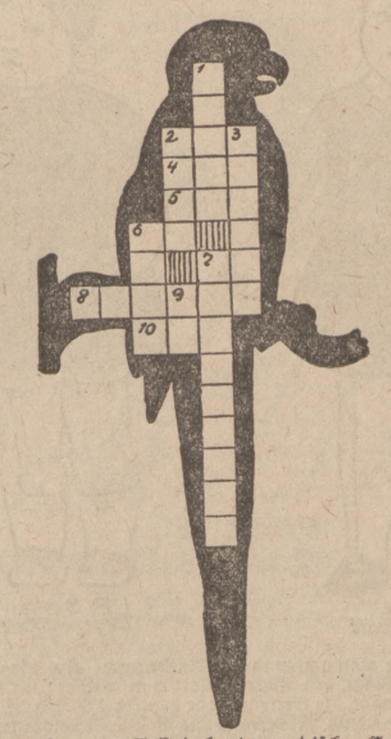
Das Spinnennetz als Barometer

Es ist außerordentlich fesselnd zu beobachten, wie die Spinnen ihre Netze in Ordnung halten, ausflicken und ausbauen. Für atmosphärische Einflüsse überaus empfindlich, hüten sie sich, wenn ein Sturm im Anzug ist, den Faden auszuspinnen, während sie bei schönem Wetter fleißig an der Erweiterung und Verstärkung des Netzes arbeiten. Man lege daher früher dieser Empfindlichkeit der Spinnen für Witterungseinflüsse die größte Bedeutung bei und beobachtete das Spinnennetz ebenso aufmerksam wie heute das Barometer.

Daß man dieser Wetterbeobachtung nicht ohne Grund vertraute, beweist die Geschichte mit einem lehrreichen Beispiel. Als im Jahre 1795 General Pichegru, der Oberbefehlshaber, der an der holländischen Grenze kämpfenden französischen Revolutionsarmee, vordringen wollte, sah er sich durch riesige Wasserfluten, die das Land überschwemmten, aufgehalten. Es war nicht daran zu denken, daß Mannschaften und Bagage weiter vordringen konnten. Nach einigen Tagen des Wartens wollte der General schon den Rückmarsch anordnen, als eine Nachricht von seinem in Amsterdam gefangen gehaltenen Adjutanten d'Isjonval eintraf, die aus dem Gefängnis geschmuggelt war. Darin war zu lesen, die Temperatur werde in wenigen Tagen so stark sinken, daß das Wasser frieren und dem Heer den Uebergang über das Eis gestatten würde. Pichegrus Soldaten gelangten tatsächlich über das Eis nach Amsterdam, wo der Adjutant sofort befreit wurde. Dieser glückliche Vormarsch war der Aufmerksamkeit zu danken, mit der der Gefangene in seiner Zelle das Verhalten der Spinnen beobachtet hatte. Es war ihm dabei aufgefallen, daß sich die Spinnen in die Mauerritzen verkrochen hatten, daß sie sogar nicht einmal daran dachten, ihre Netze auszubessern, die der Gefangene absichtlich zerrissen hatte.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Wagerecht: 2. Gesindel, 4. nordische Gottheit, 5. Raubvogel, 6. Spielkarte, 7. Ton der italienischen Skala, 8. Mädchenname, 10. griechische Göttin der Morgenröte.

Senkrecht: 1. Kurort in der Schweiz, 2. Fluß in Holland, 3. Stadt in Norwegen, 6. Fluß in der Schweiz, 7. Figur aus der Operette „Die Fledermaus", 9. Frauenfigur aus der griechischen Sage.

Auflösung des Füllrätsels



Afrikanische Urwald=Zwerge

Im geheimnisvollen Gründunkel der afrikanischen Urwaldwildnis schweifen noch heute Reste einer dunkelhäutigen Menschenrasse, die man sowohl nach ihrem zwerghaften Körperbau, als auch nach ihrem Kulturzustand einem „Kindheitsstadium der Menschheit" zuzurechnen geneigt ist. Ungemein scheu und äußerst behend im Durchschlüpfen der fast undurchdringlichen Pflanzenwirrnis, haben sie sich lange Zeit vor dem Auge des Forschers zu verbergen gewußt und erst ziemlich spät sind Beobachtungen über ihr Wesen und ihre Eigenart zu uns gekommen. Ihre Existenz war freilich längst bekannt. Schon die alten Griechen wußten von ihnen, wahrscheinlich durch die Vermittlung der Aegypter, denn bereits in Homers „Ilias" findet sich die Sage von den „Ellenmännchen" oder Pygmäen angedeutet.

Als sich mit dem Zeitalter der Entdeckungen das Dunkel, das den afrikanischen Kontinent umgab, allmählich zu lichten begann, gelang es auch, Näheres über die im Innern lebenden Zwergstämme zu erfahren, so daß wir heute über ihre Wohngebiete und ihre Lebensformen recht gut unterrichtet sind. Ihr Ursprung und ihre Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Menschen, sowie ihre Beziehungen zu den anderen Zwergvölkern der Erde geben allerdings noch manches Rätsel auf, um dessen Lösung sich die Wissenschaft in jüngster Zeit mit Eifer bemüht, um von der Kultur der Pygmäen für die Erkenntnis vom Wesen des Menschen und seiner Kultur so viel wie möglich zu retten, ehe die alles gleichmachende Zivilisation auch hier die letzten Reste zerstört. Wie die Negrito auf den Philippinen, die Semang auf Malakka — um nur einige Pygmäengruppen aus anderen Teilen unseres Erdballs anzuführen — leben auch die afrikanischen Zwergstämme in einem schwer zugänglichen „Rückzugsgebiet", dem Urwald, in dem sich ihre Eigenart bis auf unsere Tage erhielt. Unter echten Zwergen oder Pygmäen müssen wir uns Menschen vorstellen, die in allen Teilen ihres Körpers völlig proportioniert sind, deren Kleinwüchsigkeit also normal und nicht krankhaft ist, wie etwa bei den Liliputanern und pathologischen Zwergen, bei denen einzelne Körperteile in einem Mißverhältnis zu einander stehen. Die Durchschnittsgröße solcher echten Pygmäen beträgt bei Männern 144 bis 145 Zentimeter, bei Frauen 135 Zentimeter. Auffällig an ihrem Körperbau ist die Länge des Rumpfes im Verhältnis zu den Gliedmaßen, ferner die Rundform des Kopfes. Neben diesen Merkmalen fällt noch vor allem die tief eingesattelte, flache und breite Nase auf, unter der die Mundpartie ziemlich weit vorspringt. Die Hautfarbe zeigt verschiedene Schattierungen, vom Blaßrötlichgelb bis zum Rußschwarz. Manches am Körperbau der Pygmäen erinnert an den der Buschmänner im Süden Afrikas, jedoch ist noch nicht befriedigend geklärt, in welcher Beziehung beide Rassengruppen zueinander stehen.

Das Lebenselement der afrikanischen Zwerge ist der Urwald mit seiner lähmenden, feuchten Schwüle und den tausend und abertausend Hindernissen, mit seinem phantastischen Gewirr von Schlingen, Wurzeln, Morästen und Wasserläufen. Dieser unermeßlich grünen Wüste, in der jeder andere Mensch hilflos dem Verhungern preisgegeben ist, haben sich die Pygmäen aufs trefflichste angepaßt, und sie gewinnen ihr geschickt das zum Leben Notwendige ab. Sie verstehen mit erstaunlicher Behendigkeit, alle Hindernisse zu durchschlüpfen und verschwinden im Nu und ungesehen in dem Chaos von Stämmen und Sträuchern. Sie kennen jeden Laut und jede Stimme und ihre Augen vermögen Spuren zu sehen oder Tiere zu entdecken, wo der Ungeübte nichts zu erkennen vermag, als ein unendliches, grünes Blättermeer. Ihre Fleischnahrung gewinnen die Zwerge durch die Jagd, und hierin sind sie unübertroffene Meister. Sie wissen mit bewunderungswertem Instinkt die Tiere des Waldes zu verfolgen, und haben tausend Listen, um sie in Fallen und Schlingen zu erlegen, oder mit sicherer Hand mit ihren kleinen, zum Teil vergifteten Pfeilen zu töten. Selbst den größten Tieren gehen sie mit unerschrockenem Mute zu Leibe. Mit Elefantenlosung beschmiert, schleichen sie an den Elefanten heran und stoßen ihm den Speer in den Leib. Das Fleisch verwenden sie zum Teil selbst, das übrige verkaufen sie an die benachbarten großwüchsigen Negerstämme, während sie die Zähne an die Negerhäuptlinge abliefern, zu denen sie oft in einer Art freiwilliger Hörigkeit stehen, und dafür allerlei für ihren Lebensbedarf erhalten. Die Frauen und selbst die Kinder, soweit sie dazu imstande sind, sammeln alles, irgendwie Genießbare an Früchten, Beeren, Pilzen, Wurzeln und kleinen Tieren. Am Abend kehren alle zum Lager zurück, oder es wird rasch ein neues errichtet, indem man Zweige in die Erde steckt und zu einer kleinen, bienenkorbartigen Hütte biegt, die mit einer Schicht von Blättern bedeckt wird. Das erbeutete Wild wird entweder geschmort oder man wickelt das Fleisch in Blätter und dämpft es unter Asche, heißen Steinen und Erde, bis es gar ist. Zur Erzeugung des Feuers verwenden die Pygmäen entweder einen Feuerbohrer oder Feuerpflug; einige benützen auch Schlagfeuerzeuge aus Kiesel und Schwamm. Der Erwerb der Nahrung ist so schwierig, daß zu anderen Dingen nur wenig Zeit bleibt, darum ist der Besitz der Pygmäen an Hausgeräten sehr dürftig: ein paar Sammelkörbe, einige Holzschalen und Rindenstoffbehälter. Als Kleidung genügt ein Schurz aus Blättern oder Rindenstoff. Die einfache Form der Wirtschaftsführung gestattet kein Zusammenwohnen größerer Gemeinschaften; deshalb ist das gesellschaftliche Leben denkbar einfach organisiert. Eine Stammverfassung gibt es nicht. Die umherstreifenden Gruppen bestehen gewöhnlich aus einzelnen Familien, nur in größeren Lagern finden sich mehrere Familien zusammen. Einen Häuptling haben sie nicht, stillschweigend wird die Autorität des Erfahrensten anerkannt, ohne daß diesem besondere Rechte zuständen. Reichtümer kann der Urwaldzwerg im Kampfe mit der wenig freigebigen Natur nicht sammeln, und so vermag er sich nur in seltensten Fällen mehr als eine Frau zu leisten. Die Ehen sind nicht sonderlich fest, und die Trennung von einer Frau bereitet keine Schwierigkeiten. Interessant ist die Tatsache, daß alle uns bekannten Pygmäenstämme keine eigene Sprache besitzen, sondern den Dialekt eines der benachbarten großwüchsigen Negerstämme sprechen.

Nicht alle Pygmäen Afrikas leben heute noch unter den geschilderten Verhältnissen. Einzelne Gruppen haben sich unter die Botmäßigkeit der umwohnenden Negerstämme begeben und finden hier ihren Unterhalt als Töpfer oder Schmiede, wie die Batwa in Ruanda und Urundi im ostafrikanischen Zwischenseengebiet. Die stolzen Wahimahirten, die Herren jener Länder, halten sich solche Zwerge als Gaukler, Musikanten oder Hofzwerge. Nicht lange mehr wird es dauern, bis die vordringende Zivilisation auch die letzten Urwaldzwerge aus ihren Zufluchtsorten vertreibt. Sie werden, der Grundlage ihrer Wirtschaft beraubt, sich mit den Negerstämmen mischen, so daß bald die letzte Spur von ihnen verwischt sein dürfte. Darum ist es höchste Zeit, ihre Kultur zu erforschen, die uns wichtige Aufschlüsse zu geben vermag über das Wachsen und Werden menschlicher Kultur.

Auf der „Schmerzensstraße" Asiens

Im Herzen Asiens, quer über die höchsten Gebirge, schlägt die Karakorumstraße die Brücke zwischen Indien und dem Inneren des Erdteils. Nur wenige Monate im Jahr ist diese höchste Handelsstraße unserer Erde gangbar, und selbst im Hochsommer noch peitschen eisige Stürme die Hochebenen, sinkt das Thermometer oft unter dem Gefrierpunkt. Beständig herrscht Aufruhr in der Luft; kalte Winde stoßen von den 8000 Meter hohen Eisgipfeln des Karakorum hernieder und jagen die Wolken wie gespenstische Schatten über das Land. Der deutsche Forschungsreisende Dr. Emil Trinkler, der 1½ Jahre lang die Hochgebirge und Wüsten Innerasiens bereist hat, nennt daher in seinem soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Reisebericht der Deutschen Zentralexpedition „Im Land der Stürme" diesen Weg die „Schmerzensstraße" Asiens.

„Wie manches Menschen- und Tierleben hast du schon gefordert!" redet er sie an. „Unzählig sind die gebleichten Skelette, die deinen Verlauf anzeigen. Zehn Tage lang nichts als Schutt und kahle Felsen, reißende Ströme und blaue Gletscher! Jämmerlich abgemagert landen die Karawanentiere nach Ueberquerung dieser Hochgebirgsgürtel in Ladakh oder Chinesisch-Turkestan. Fünf Pässe von mehr als 5300 Meter Höhe sind zu überwinden, von denen der berühmte Karakorumpaß etwa 5600 Meter mißt. Grausam hartes Land, das dem Wanderer so manchen Fluch und Seufer entlockt! Und doch, wie unfaßbar, wie gewaltig und hehr sind deine landschaftlichen Reize! Wo finden wir ein zweites Gebiet auf unserer Erde, das solch märchenhafte Bilder zeigt wie die über 5200 Meter hoch gelegene Dapsangebene mit ihrem Kranz 7000 bis 8000 Meter messender Eis- und Schneegipfel, um deren Kristallspitzen die weißen Federwolken jagen? Und welcher Zauber liegt in deinen gähnenden Schluchten, in deinen schwarzen Klammern, in denen die eisigen blaugrünen Schmelzwässer sich über riesige Blöcke stürzen und den Wanderer zwingen, auf schmalem Saumpfad am stillen Felshang seinen Weg zu suchen! Schmerzensstraße Asiens, welche Strapazen und Mühen kostet es, auf dir entlang zu ziehen, und doch — trotz allem — kehren die Gedanken immer wieder in deine majestätische Welt zurück." Hagel- und Schneestürme von furchtbarer Gewalt geleiten die Wanderer auf ihrem Weg. Wenn es dann klar wurde, brannte und stach die Sonne, verbrannte die Haut und bedeckte die Lippen mit dicken Brandblasen, die bei der geringsten Gelegenheit bluten. „Der Weg war durch unzählige Skelette markiert", schreibt der Verfasser. „Wäre er sonst nicht kennbar gewesen, so brauchte man nur den Tierskeletten zu folgen, denn man sieht immer schon das nächste liegen." Nach einem heftigen Schneesturm war am 1. August 1921 das Wetter wider Erwarten schön. „Zwar waren die hohen Gipfel noch teilweise in Wolken gehüllt, aber die Schneedecke war bald geschmolzen. Der Weg nach dem Karakorumpaß, dem höchsten Passe unserer Erde, führt langsam in einem von vielen Bächen durchrieselten Tal bergaufwärts. An den höchsten Hangpartien der Berge hatte sich der Schnee noch in vielen Punkten und Streifen erhalten. Auch in diesen gewaltigen Höhen konnte ich noch die Spuren ehemaliger Vereisung erkennen. Vor uns zur Linken ragte ein prächtiger, mit großer Eiskappe bedeckter Gipfel auf, der eine Höhe von etwa 6100 Meter hat. Endlos zog sich der Weg hin, bis wir gegen 2 Uhr die Paßeinsenkung vor uns sahen. Häufig passierten wir Warendepots. Sowie Schiffe in Seenot einen Teil ihrer Ladung als Ballast über Bord werfen, kommen auch manchmal Karawanen in diese Notlage, wenn zu viele Tragtiere zusammenbrechen." —

Nach der Ueberwindung des 5574 Meter hohen Karakorumpasses ging es empor auf das höchste Plateau der Erde, um das herum sich Schneegipfel bis zu einer Höhe von über 7000 Meter emportürmen. Auch hier zeigten unzählige Skelette die Opfer an, die die Schmerzensstraße gefordert. —

